

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Schulz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Sieh mich nicht so eindringlich an!“ wehrte Lotte ihn ab.

Aber er konnte ebenso erwidern:

„Du tust das, Lotte. Aber was ist heute an mir zu sehen? Ja — ich bin ein recht schlappet Mensch geworden. Hier — hier sieht es mir immer noch.“

Er zeigte auf das Herz und die Lungen und atmete schwer.

„Armes, armes Kerlchen!“

Sie legte den Kopf an seine schmal gewordene Brust und starrte vor sich hin.

Dann gingen sie ins Tal. Wie sie so dahinwanderten, waren sie plötzlich hoch oben, den Felsad der Schurre hinauf, auf der wilden Kofstrappe.

„Himmel — hier habe ich mich noch niemals hingetraut. Ich bin ja stärker, als ich dachte.“

Seine Augen leuchteten auf, als er in das romantische Tal sah, das tief unten mit der silbernen Bode entlang zog und feinesgleichen in deutschen Landen nicht hat.

Es war totenstill hier oben. Sie waren ganz allein.

„Nun sitzen wir hier im Frieden, im Sonnenschein, hoch über aller Welt. Und unsere Brüder draußen im Feld, die Braven, bluten und opfern sich für das Vaterland. Das sind doch wir.“

Er erzählte, wo die alle waren, die sie kannten, Gerhard Ladenburg und Saar, der alte Rothkirch und Dietrich. Er hatte ihre Hand in der seinen und fühlte, wie sie zuckte, als er den letzten Namen nannte.

„Du denkst an Dietrich?“

Sie presste beide Hände vor das Gesicht. Die Schultern sanken herab. Erich sagte sie leise um und drückte sie an sich.

„Vögelchen, Meines —“

Dann richtete er sich hoch und nahm sie fest an der Hand.

„Hat er dir etwas angetan?“

Jedes Wort klang schwer wie Metall.

Lotte mußte, daß diese Frage einmal fallen mußte. Sie hatte sich tausendmal diesen Fall vorgelegt und nie klar beantwortet. Sie bedeckte mit ihrer freien Hand die Augen und blieb stumm.

Plötzlich wandte sie sich um, wie aus einer Vergessenheit erwachend.

„Mein Schweigen soll keine Antwort sein, Erich. Du sollst mich nicht mißverstehen. Aber jetzt nicht, Erich.“

Sie sagte das einfach und gefaßt. Da ging ein Zug der Befriedigung über Wöflins Gesicht.

„Nein, Kind. Ich will nichts wissen. Ich werde warten, bis du —“

Da fiel ihm Lotte ins Wort.

„Doch, das eine sollst du wissen. Erich — ich habe unrecht an dir gehandelt, vor dem ich nie ein Geheimnis hatte. Ich habe dir unser Glück verschwiegen. Ich habe dich lange hintergangen. Ich konnte nicht von ihm lassen. Bis das —“

„Und jetzt, Lotte — du bist jetzt ruhig darüber? — Es ist ausgelöscht?“

Langsam, zuerst zaudernd, dann mit einer offenen Bestimmtheit flüsterte sie:

„Es ist — ausgelöscht!“

„Ich danke dir für dieses Wort, Lotte. Mir fällt ein Stein vom Herzen. Du bist ein vernünftiges Mädchen. Es ginge auch nicht. Es wäre unmöglich.“

Lotte sprang auf und sah den Bruder verständnislos an. Man sah es ihr an, wie seine Worte ihr Blut in Wallung brachten.

„Es wäre unmöglich? — Erich, warum sagst du das?“

Sein Gesicht verfinsterte sich.

„Es entsprach mir so, dies Wort, dies Unmöglich. Es — wenn man — ich sehe —“

Er kam in eine Verwirrung hinein, weil er etwas ungeschicklich machen wollte, was nun doch geschehen war. Dann sagte er kurz:

„Sieh, all die Unterschiede — es sind doch verschiedene Welten, und das gibt immer Unglück.“

Ihre Hand wieder erfassend, sagte er mild:

„Ich werde nie mehr daran rühren.“

Nach einer Pause hob er noch einmal an:

„Doch — noch ein einziges Mal — das darfst du doch nicht vorenthalten. Dietrich hat gebüßt. Er hat den Tod gesucht auf dem blutigen Felde. Beide Eisene Kreuze sind sein. Er muß furchtbar draußlosgegangen sein. Auf meine Bitte hat mir Frau v. Rothkirch die Feldpostkarte geschenkt, auf der ein Kamerad schrieb: „Der Tod ist ihm nichts!“ — Willst du sie haben?“

Sie nickte still. Ihre Wangen waren bleich geworden.

„Wollen wir gehen?“

Si etankelte förmlich den steilen Pfad hinab, daß Erich sie halten mußte.

„Du bist doch sehr müde.“

Als Lotte zur Ruhe gegangen war, hielt es ihn nicht im Hause. Er nahm den Mantel und ging in die Dämmerung hinaus. Unter ihm schäumte und raunte die Bode. Gespenstisch stiegen zu beiden Seiten die steilen Felswände zum dunkelblauen Himmel hoch. Wüste Gedanken gingen Erich durch den Kopf. An der Teufelsbrücke setzte er sich auf das Gelande und stierte in den schwarzen Strudel. Schwer stöhnte er auf.

„Lotte — das Hans Rothkirch hat nun zweimal Unglück über uns gebracht. Und ist es das letzte? — Der Himmel sei uns allen gnädig.“

Dann irrten seine Gedanken zu Dietrich. Wäre er im Lande, würde Erich von ihm Rechenschaft für seine Schwester

fordern. Jetzt nahm ihm die Kriegsfurie dies traurige Amt ab.

„Was haben sie dir getan, Lotte?“

In dieser Nacht machte er kein Auge zu. Erst als über den Bergen das Frührot des Morgens aufschimmerte, schlief er mit seinem wunden Herzen ein.

31. Kapitel.

„Darf ich an Susanne ein paar Zeilen schreiben?“

Es lag eine große Jaghaftigkeit in Lottes Frage. Hundertmal schon hatte es auf ihren Lippen gelegen: „Was hast du mit Bronin?“ Aber sie hatte es immer wieder unterdrückt. In ihrem Mädchenherzen flammten Ahnungen auf, die sie beunruhigten. Erich hatte jedes Wort der Aufklärung bisher vermieden. Das schreckte sie ab.

Sie sah, wie sein Blick weltverloren in die Ferne ging. Sie wiederholte leise ihre Frage. Da wachte er aus seinen Träumen auf.

„Ich kann es dir nicht verbieten.“

Es klang schroff und sollte eine Ablehnung sein. Aber es lag ein Ton darin, der Lotte ergriff.

„Ich danke dir. Ich werde schreiben.“

Am nächsten Tage kam Erich vom Rathhaus.

„Ich habe einen Schreiber angestellt, schon neulich, der mir die Verlustlisten auf unsere bekannten Namen nachseht. Von selbst schreibt keiner. Den Schmerz will jeder vermeiden. Es ist bitter. Gerhart liegt in Aachen, verwundet. Und — Dietrich —“

Da schrie Lotte auf. Mit weit geöffneten Augen sah sie den Bruder an. Das kam so unvermittelt, daß Erich sich erst fassen mußte.

„Er wird vermißt.“

Erich mußte die Schwester halten. Sie wäre zu Boden gesunken.

Kopfschüttelnd führte er sie auf das Sofa.

„Lotte — sah dich!“

Sie sah regungslos, den Kopf an die Behne gedrückt, die Augen geschlossen, die Hände starr von sich gestreckt.

„Ruhig, Kind! — Das bedeutet ja noch lange nicht etwas Schlimmes. Er kann sogar gesund und guter Dinge sein. Vermißt, das soll nur heißen verirrt oder gefangen. Er ist ein verwegener Soldat, er wird sich schon durchschlagen.“

Lotte schüttelte kaum merklich den Kopf und ging zur Tür.

„Laß mich, bitte, allein, Erich! Verzeih!“

In tränenlosem Schmerz sah sie auf ihrem Bimmer, die Seele zerrissen.

„Der Tod ist ihm nichts!“

Immer wieder sagte sie das vor sich hin. Sie fand keinen klaren Gedanken. Nur das eine fühlte sie zwischen allem hindurch: sie glaubte Dietrich vergessen zu haben, und das war ein Trug. Vergebens wehrte sie sich dagegen.

Von Bronin kam in diesen Tagen ein Brief. Aber nicht von Susannes Hand. Frau Nataly schrieb ein paar kurze Zeilen.

„Mein liebes Kind, liebe Lotte! Nach so langer Zeit wieder ein Lebenszeichen. Es war uns allen eine Freude. Zu meinem Schmerz kann Ihnen Susanne nicht selber antworten. Susi ist uns recht schwer erkrankt und liegt oft in Fieberphantasien. Unser Haus ist leer geworden, totenstill. Da wünschen wir Ihnen alles Gute. Seien Sie herzlich gegrüßt von Ihrer Nataly v. Rothkirch.“

Darunter hatte Eva in ihrer steilen, eigenstimmigen Schrift gesetzt:

„Nehmen Sie auch von mir einen Gruß, liebes Fräulein Lotte? Eva.“

Lotte sank das kleine Schreiben in den Schoß. Sie hörte daraus eine müde Klage und aus der seltsamen Frage Evas eine fremde Schen. Und Susanne? — Was war da auf Bronin geschehen?

Sie dachte zuerst an Dietrich und sein Schicksal, das auf Bronin wohl bekannt war. Dann lief ihr Gedankenfaden zu Erich. Es kamen ihr wieder die Ahnungen mit der Frage: Was hast du mit Bronin?

In ihrem Gehirn jagte eine Vorstellung die andere. Sie griff nach dem Hut und wollte ins Freie. An der Tür lehrte sie noch einmal um, nahm den Brief von Bronin und legte ihn Erich auf den Tisch. Dann rannte sie in das Städtchen. Sie mußte Menschen sehen. Es war ihr zum Sterben zumute.

Als Erich kam und den Brief mit der wohlbekannten Handschrift sah, wandte er sich kurz ab und trat an das Fenster.

Warum legte Lotte das Papier dorthin?

War nicht Bronin für ihn tot?

„Mußte nicht der Schleier ewigen Vergessens über das alles gebreitet werden?“

Das Entsetzen, das ihn damals fortgetrieben hatte, faßte ihn von neuem. Gab es denn kein Vergessen?

Er wußte nicht, wie ihm war. Mit einem Male hatte er den Brief doch in der Hand und faltete das Blättchen auseinander. Ihm verschwammen die Buchstaben vor den Augen.

Es klopfte. Lotte kam zurück.

„Du hast das gelesen?“

Erich sah seine Schwester ernst an und nickte.

„Ich möchte einen Tag nach Bronin und komme gleich wieder. Darf ich, Erich? Geht es?“

Der Bruder nahm ihre Hand.

„Seh' dich, Lotte.“

„Erich — was hast du mit Bronin?“

Er sah sie ruhig an und rieb sich die Stirn, als wollte er die Gedanken dort verschicken.

„Liebste Lotte — es ist so, ich bin mit den Broninern zerfallen. Mein Fuß betritt die Rothkirchische Schwelle nie mehr in diesem Leben. Ich kann es dir nicht sagen. Erspare mir unnütze Worte. Kurz — ich kann dich nicht zwingen. Du bist Herr deiner Entschlüsse. Wenn du nicht nach Bronin fährst — so schwer es dir fällt, es wäre doch das Richtige. Du vermagst dort nichts zu ändern.“

Er sagte das alles mit einer finsternen Bestimmtheit, stand auf und ging unruhig hin und her. Er blieb wieder vor Lotte stehen.

„Noch eins — gegen die Damen habe ich nichts. Es geht um den Freiherrn. Darum laß das, was zwischen uns Männern ist, auch zwischen uns bleiben und ruhen.“

„Mein Gott — das kann nicht so etwas Ungeheures sein, etwas, was so schwer auf allen liegen muß! Sei nicht hart, Erich, und eigenstimmig. Laß mich.“

Aber er trat noch einmal dicht an sie heran und sah ihr merkwürdig und verblüfft in die Augen.

„Es kommt vielleicht einmal die Zeit — nein, nein — sie wird nie kommen — halte mich nicht für ein Kind oder einen Menschen mit Schrullen, Lotte. Laß es sein — tu mir die Liebe, bleibe!“

Sie blieb. Es war ganz gegen ihren Willen. Und sie hätte sich gegen den Bruder gewehrt, wenn sie ihn nicht so elend an Leib und Seele vor sich gesehen hätte.

Aber sie fühlte dabei das Beste ihres Wesens zerbröckeln. Nur ein kurzes Wort schrieb sie nach Bronin und goß ihren ganzen Schmerz um Susanne hinein.

Von diesem Tage an war etwas Fremdes zwischen sie und ihren Bruder getreten. Sie bezwang sich. Mit der vollen weiblichen Treue tat sie ihre Pflicht und führte ihn auf den langsamen Weg der Genesung mit fester Hand vorwärts. Eine leise Hoffnung glühte in ihr fort.

Ueber die Zukunft sprachen sie nie miteinander. Sie lebten nur den Aufgaben des Augenblicks und sahen nicht den nächsten Tag. Es war alles anders geworden als früher, gemessen, still, als wären sie über die erste Jugend längst hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Die vier Eidgenossen.

Von Hans Lachbiedler.

Potor Gradnikoff verstand es ausgezeichnet mit dem Feldwebel Stowilagenko. Er war bereits in seinem zweiten Dienstjahr Kompagnieschreiber. Ein unerhörter Fall in der Geschichte des Regiments. In Potor Gradnikoff mußte etwas besonderes stehen. Sein Gesicht verriet es schon. Die kleinen Schlitzen standen eng beieinander. Wie man sagt, kein Merkmal besonderer Sclauheit. Aber Potor Gradnikoff hatte sehr verschmiegte Lippen. Der gewirbelte Schnurrebart gab ihm dazu etwas Spitzbübisches. In seiner Amtseigenschaft als Kompagnieschreiber war Potor Gradnikoff ein Künstler und Menschenfreund. Ein Künstler aus Veranlassung, ein Menschenfreund, ohne es zu wollen. Die Buchstaben seiner Berichte und Gesuche malte er auf den verschossenen, an den Ecken umgebogenen Alfenbogen mit Schwung, dazu mit Genauigkeit und Bedächtigkeit. Die beiden letztgenannten Eigenschaften wußte der Feldwebel Stowilagenko besonders zu schätzen. Sie ließen ihm Zeit für seine Gesäß- und Kaninchenzucht; er war ein Liebhaber erlesener Braten. Darum hätte er den Leuten und Unteroffizieren seiner Kovagne, wenn sie sich bei ihm ungeduldig nach dem Erfolg ihrer Eingaben erkundigten, ebenbürtig sagen können: „Ihr müßt warten, bis Potor Gradnikoff soweit

ist, wie: „Ich muß nach meinen Kaninchen sehen,“ oder: „Ich muß mich um meine Hühner kümmern.“ Um bei den Schreibarbeiten selbst zu helfen, dazu war der Herr Feldwebel Stowilagenko des Schreibens und Lesens nicht kundig. Im Krieg aber war ihm Potor Gradnikoff geradezu unerlässlich. Denn der verstand sich wie keiner darauf, selbst da, wo russische Truppen Land und Leute ausgefressen hatten, ein Huhn, einen Hahn oder ein Kaninchen aufzutun und diese lecker zuzubereiten. Dabei war er von Beruf — nun, das ist eine besondere Geschichte, der wir noch auf den Busch klopfen werden. In Potor Gradnikoff steckte eben etwas Besonderes.

Die Kompanie, in der er stand, gehörte zu den Armeen, die den Befreiungskrieg in Galizien führten. Seit gerade zwei Tagen lag das Regiment in einer vorgeschobenen, sehr gefährdeten Stellung. Potor Gradnikoff hätte es lieber gesehen, wenn man das mit großer Mühe besetzte Dorf ganz aufgegeben und sich hinter die in seinem Rücken gelegenen Höhen zurückgezogen hätte, zumal die österreichischen Haubitz mit beunruhigender Sicherheit schossen. Und wenn Potor Gradnikoff dieser Ansicht war, so kam das nicht allein daher, daß der Feldwebel Stowilagenko sich für ihre Wichtigkeit ihm gegenüber ins Zeug gelegt hatte.

In einem kleinen Haus am östlichen Ausgang des Dorfes hatte der Feldwebel mit seinem Stab, das heißt, mit Potor Gradnikoff, Unterschlupf gefunden. Eben war dieser damit beschäftigt, in der Küche ein Huhn, das er im Schweinestall aufgestöbert hatte, in einem leidlich gereinigten Kohleneimer mit einigen erkochenen Strohstrahlen unter Zusatz von Kesselpfeffer und etwas Zimmt abzubräuen, als er sich von seinem Feldwebel, der gestieft und gespornt quer auf den beiden Betten der vertriebenen Hausbewohner in der kleinen Schlafstube lag, gerufen hörte.

„Potor Gradnikoff, Du hast vorgestern einen Brief bekommen. Ich habe niemand gefunden, der ihn mir vorlesen konnte, die Schweine! Lies Du ihn mir vor, Söhnchen!“

Potor Gradnikoff nahm den Brief. Seine kleinen Augen glänzten. Das heißt, eigentlich glänzte wohl nur seine Seele; denn die Augen waren ganz hinuntergeschlupft unter die zusammengekniffenen Lider, die ihrerseits von einem Kranz von Falten umgeben waren. Dann aber hielten wehmütige Jügel Einkehr in sein Gesicht, und seine Augen glänzten nun wirklich.

„Nun, was steht in dem Briefe? Lies, Du Hundesohn!“

„Das ist ein sehr trauriger Brief,“ sagte Potor Gradnikoff und weinte dabei, so gut ein Mann weinen kann, zumal, wenn er keinen Grund dazu hat. „Das ist eine sehr traurige Geschichte! Ich habe es erwartet! Ich habe es bestimmt erwartet! Nun bin ich allein. Jetzt ist auch Iwan gefallen. Der arme Iwan! Er war der zweitjüngste und wäre jetzt schon ein halbes Jahr in der Reserve. Die österreichischen Schweine! Samfir, sein Freund und Nebenmann im Glied, schreibt mir. Er hofft, das ich noch lebe, der gute Samfir. Aber nun will ich auch den Heldentod suchen!“

„Potor Gradnikoff, Du bist ein Ochsenhädel! Laß andere Leute den Heldentod suchen, Söhnchen, die kein Amt haben wie Du! — Ist das alles, was in dem Brief steht?“

„Ja, Herr Feldwebel!“

„Wenn Du mich belogen hast, Du Hundesohn, dann schlage ich Dir die Augen aus dem Kopf!“

„Bei der heiligen Jungfrau!“

Damit war der Feldwebel Stowilagenko zufrieden. Er spuckte in die Stube, zum Zeichen, daß er genug hatte und, daß Potor Gradnikoff gehen konnte.

Potor Gradnikoff trat wieder vor seinen Eimer, in dem die Strohstrahlen um das Huhn herumstolperten wie Ameisen um einen großen Fliegenkaberger, den sie nicht fortschleppen können. Noch einmal las er den Brief. Seine Augenlein schlüpfen wieder unter die Lider, aber sein Gesicht legte sich nicht mehr in wehmütige Jügel, vielmehr ward es eine einzige grinsende Falte. Dann steckte er den Brief in die Brusttasche, knöpfte den Rock sorgfältig zu und rührte, ohne zu verschauen, heftig mit seinem Seitengewehr in der bruzzelnden Hühnerbrühe herum.

„Wolte Gott, die Oesterreicher kämen!“ brummte er dabei fortwährend vor sich hin. Jeder, der das gesehen und gehört hätte, hätte es ungewisselhaft als ungestümen Helldemut ausgelegt.

Als er genug gerührt hatte, setzte er sich auf einen Stuhl. Nun wäre es an der Zeit gewesen, daß er dem Herrn Feldwebel Stowilagenko die fertige Suppe in dem Eimer hätte darboten müssen. Da setzte das Schicksal zu dem Strich an, der die Brühe und dem Herrn Feldwebel die Rechnung verdarb. Ein unbeschreiblich heftiges Gewehrfeuer, das wie das Rauseln eines Westers Klang, prasselte mit einem Mal in die Straßen des Dorfes, auf das armselige Häuschen, riß aus den Mäusenmanern Staub und Steinbroden, schlüpfte dumpf gurgelnd in die Kiebbach, kitzte durch die splitternden Fensterscheiben, knirschte querdschlagend auf die getünchten Zimmerwände und spritzte knallend auf dem Holzboden umher. Potor Gradnikoff witterte, worauf das hinaus sollte. Wie eine erschreckte Raue sprang er in die Zimmerdecke an der Fensterschwand, rollte sich zu einem einzigen Häuflein zusammen. Hier war er am sichersten vor den österreichischen Springschöden. So hatte er gute Weile.

Da hing es auf einmal im Nebenzimmer an, zu ächzen und zu

knirschen wie von einander sich reißenden Bettplanen, dumpfe Stiefelhiebe dröhnten auf dem Estrich, wie wenn ein Schlaftrunkener aus dem Himmel der Träume mit den Füßen auf den Boden der Wirklichkeit fällt, brunnige Laute knurrten zu ihm herüber. Dann quälten sich überstürzende Worte helter und trocken durch die geschlossene Zimmertür:

„Potor, Du Hundesohn, die österreichischen Schurken kommen! Bat! Dich her zu mir, jetzt können wir noch fort! Vergiß das Huhn nicht und beeile Dich!“

Potor Gradnikoff buckelte sich feier in die Zimmerdecke. Was ging ihn der Feldwebel Stowilagenko an. Er hatte ihm ja gesagt, er wolle nun auch den Heldentod suchen. Wachte der denken und tun, was er wollte. Dann hörte er, wie er aus dem Hause polsterte und wie seine heiser alarmbrüllende Stimme von der Luft und von der Entfernung verschluckt wurde.

Nun wurde es still. Das Gewehrfeuer hörte auf. Potor Gradnikoff wußte, was es galt: Leben oder Tod. Er rührte sich nicht. Sein Herz tuckerte wie ein Telegraphenapparat. Das Verhängnis mußte kommen. Und das Verhängnis kam. Kam großhend und trampelnd vor die Tür des Hauses, stapfte durch das weiland Schlafzimmer des fürsorglichen Feldwebels Stowilagenko und polsterte, Gewehrspieße vor sich herstoßend, in das Zimmer. Da wickelten sich aus dem zusammengebudelten Häuflein in der Ecke der Zimmerwand zwei lange Arme heraus, zwei schmutzige Handteller mit ausgepreizten Fingern flatterten hin und her wie zwei Papierdrachen im Winde. Gespensterhafte Arme eines Ermordeten, die aus dem Grabe den Nachgeisterern winkten. Aber Potor Gradnikoff, war noch nicht tot, er atmete auf: die Gewehrspieße senken sich bei Fuß und staken in dem dicken Broden der verduftenden Hühnerbrühe und in dem qualmigen Stund des verschmelzenden Holzfeuers. Potor Gradnikoffs Mundwinkel grinsten von einem Ohr zum andern: seine stumme Sprache war verstanden worden. Als er, von vielen Muskelhebeln emporgerissen, auf den breiten Füßen stand, mußte er sich die bitzelnden Armelehnen reiben, sonst wäre er zusammengefunken. Dann wackte ihn einer unter den Arm, schob ihn vor sich hin, hinaus aus dem Haus, hinter's Dorf, über Felder, bis er vor einem Offizier stand.

„Was bist Du? In welchem Regiment stehst Du? Wie heißt der Führer Deines Regiments?“

„Ei, das traf sich gut! Ein österreichischer Offizier, der russisch sprach. Potor Gradnikoff gab Rede und Antwort, wie es sich einem Gemeinen einem Offizier gegenüber gebührt. Als er zu Ende berichtet hatte, küßte er dem fremden Offizier die Hand. Der wickelte sich die Hand an der Hofe und sprach:

„Warum hast Du Dich ergeben und Dich nicht gewehrt, wie es sich für einen Soldaten gehört?“

„Das ging nicht mehr, Herr Offizier,“ antwortete Potor Gradnikoff, „nachdem Alexejeff, Sergejeff und Iwan sich ergeben hatten. Ich war nun als der letzte an der Reihe. Wären sie gefallen, hätte ich den Heldentod sterben müssen. Aber wir sind vier Brüder und hatten es uns geschworen, uns wiederzusehen.“

„Und das warum?“

„Sehen Sie, Herr Offizier, wäre nur einer von uns gefallen, so wären die anderen nach dem Kriege ins Unglück gekommen. Wir haben zusammen in Odessa ein Geschäft, das uns und eine alte Tante ernähren muß.“

„Und was für ein Geschäft ist das?“

„Es ist eine wahre Hundearbeit und man muß die Hände dabei rühren. Jeder von uns hat ein schweres Teil davon zu tragen. Unsere Tante verkauft auf der Puschkinskaja in Odessa silberne Hälften für Streichholzschachteln, das Stück zu fünfzig Kopfen auf die ich mit dem Stichel das Wort „Vergißmeinnicht“ gegraben habe. Alexejeff hat ihnen die schmutzige Form gegeben und sie poliert, bis sie echt geworden sind. Sergejeff hat sie in einer Maschine gegossen. Und die alten Blechdojen und die weggeworfenen Metallreste, die Iwan in dem Schmelzgefäß schmilzt, habe ich in den Rehrichthausen und in den Straßen mit vieler Mühe gesammelt.“

„Und das Geschäft ernährt Euch alle?“

„Nun, Herr Offizier, man muß sich manchmal höllisch nach der Decke strecken.“

„Wäre nun einer von Euch vier Brüdern wirklich gefallen, hätte da kein Fremder für ihn in den Handel einspringen können?“

„Nein, Herr Offizier, es sind da noch andere Säckelchen dabei. Es gibt Zeiten, wo das Geschäft sehr schlecht geht. Da muß man sich zu helfen wissen. Eine Maschine, in der silberne Streichholzschachtelhüllen zu fünfzig Kopfen das Stück gegossen werden, ist wohl auch gut für Silberstücke zu fünfzigzwanzig und fünfzig Kopfen das Stück. Dabei kann man sich ganz auf sie verlassen. Man weiß aber nie, ob man in einem Fremden einen ehrlichen Menschen vor sich hat.“

„Nun begreife ich allerdings,“ sagte der Offizier, „daß keiner von Euch vier Brüdern fallen durfte.“

Pflaume und Zwetschge.

Der wadere schwabische Volkschullehrer und Dichter Samuel Friedrich Sauter, der als Urbild des Viermeiertums in Deutschland zu besonderer Berühmtheit gelangt ist, und dem wir

aufser anderen schönen Gedichten das „Lied vom braven Dorfschulmeisterlein“ und das bekannte Kartoffellied: „Herbei, herbei zu meinem Sang, Hans, Jörgel, Michel, Stöffel usw.“ verdanken, hat uns auch ein hübsches „Lied im Zwetschgenherbst“ besichert, das folgendermaßen anhebt:

Herunter, ihr Zwetschgen,
Herunter vom Baum,
Die Duben und Mädchen
Erwarten es kaum,
Ihr habt mir schon lange
Die Zweige beschnitten,
Klapp klapp mit der Stange
Die Aeste geschnitten.

Im weiteren Verlauf seines Gedichtes begibt sich der gute Wiedermeier Sauter auf das etymologische Gebiet. Er singt:

Was wie ein Magnet wirkt,
Das nennt man magnetisch,
Was leicht sich entzwei macht,
Ist Zwetsch oder Zwetsch,
Von Zwei entsteht Zwilling,
Hoten, Zwiebel und Zwisil,
Wahrscheinlich, daß Zwetschge
Ein Schwesterwort ist...

Die Etymologie war nicht die stärkste Seite unsers guten Dichters; er befand sich bezüglich der Erklärung des Wortes „Zwetschge“ vollkommen auf dem Holzwege. Zu seiner Zeit war allerdings noch nicht die richtige Erklärung des Wortes bekannt, die unseren Sprachforschern erst in neuerer Zeit gelungen ist. Manchem wird es freilich nicht recht einleuchten, daß das Wort „Zwetschge“ oder „Zwetsche“ von damascenum (zu ergänzen ist prunum-Damascener Pflaume) abzuleiten ist. Nach den Forschungen von Kluge und Weigand entstand aus Damaskus (diese Bezeichnung war um 1600 bei uns üblich) Dmaskin, daraus Dwaskin und schließlich Zwaskin. Nebrigens nennen auch die Engländer eine bestimmte Pflaumensorte damase plum oder damson. Dem Worte Pflaume (althochdeutsch pfruma) liegt das lateinische Wort prunum zu Grunde; bei Plinius ist von einem prunum damascenum die Rede; diese Benennung weist also die beiden Grundworte der norddeutschen Bezeichnung „Pflaume“ oder der süddeutschen Benennung „Zwetschge“ auf. Der Norddeutsche spricht von Pflaumenkuchen, der Süddeutsche von Zwetschgenkuchen oder Zwetschenkuchen. Unsere Pomologen sind bemüht, die länglichen Pflaumensorten als Zwetschgen von den runden als Pflaumen zu unterscheiden; und diese Unterscheidung bürgert sich bei uns immer mehr ein. Im Glas sagt man für Zwetschge gewöhnlich Quetsche; dieselbe Bezeichnung führt dort ein Stück Kautabak, das im übrigen Deutschland Briem oder Brieme genannt wird. Das Wort „Briem“ ist ebenso wie die Sitte des Tabakkauens niederländischen Ursprungs; pruim heißt im Holländischen die Pflaume (nach dem lateinischen prunum); mit derselben Bezeichnung belegen aber auch die Holländer die Stäbchen Kautabak, die zum Kaufen in den Mund genommen werden, weil sie kleinen getrockneten Pflaumen ähnlich sehen. Als die Sitte des Tabakkauens von den Holländern zu uns gelangte, entstanden so unsere Worte „Briem“ und „prien“. Wer würde es diesen ohne weiteres ansehen, daß sie mit der Pflaume etwas zu tun haben und also auf deren niederländische Bezeichnung pruim zurückzuführen sind? Nur so aber kann man es sich auch erklären, wie das Wort „Quetsche“ im Elsaßischen sowohl die Pflaume als auch ein Stück Kau- oder Briemtabak bedeuten kann.

Vermischtes.

* **Englisches Musikleben in Ruhleben.** Ab und zu entschlüpfen der englischen Presse Bekenntnisse und Mitteilungen, aus denen hervorgeht, wie gräßlich sie ihre Leser belogen hat, indem sie behauptete, daß die Behandlung der Engländer in den deutschen Gefangenenlagern zu wünschen übrig lasse. So bringt der „Musical Standard“ einiges über das Musikleben im Zivilgefängnisslager Ruhleben, woraus jedenfalls sich ergibt, daß die Insassen dieses Lagers völlige Freiheit genießen, wenn sie sich durch geistige und künstlerische Anregung die Zeit ihrer unwilligen Gefangenschaft vertreiben wollen. So hat der in Ruhleben gefangene Mr. Edgar Bainton eine Reihe von Vorlesungen über Musik gehalten, die so viel Zuspruch gefunden haben, daß er jetzt eine neue Vorlesungsreihe zu beginnen gedenkt, worin er einzelne Meister der Tonkunst besprechen will. Er steht auf diesem Gebiete in freundschaftlichem Wettbewerb mit Mr. Leigh Denton, der Vorlesungen über Musiker der Gegenwart, darunter Schönberg, Frederick Delius und Igor Strawinski, hält. Ein anderer der englischen Gefangenen, Professor Verejoun Treharne aus Adelaide, hat zu einer in Lager von Ruhleben jüngst gegebenen Vorstellung von Shakespeares „Was Ihr wollt“ eine Musik geschrieben, die aus 69 Einzelstücken, teils Liedern, teils instrumentalen Stücken, besteht und die nach dem Uebersetz des erwähnten Mr. Denton sehr originell sein soll. Professor Treharne arbeitet gegenwärtig an einem dreiteiligen Musikdrama.

* **Wieder eine Tierart ausgestorben.** Die Zahl der völlig ausgestorbenen Tierarten ist wieder um eine vermehrt worden, was um so bedauerlicher ist, als es sich um eine besonders schöne und merkwürdige Art handelt. Wir meinen die amerikanische Wandertaube (*Cotopistis migratorius*). Dabel war diese Tierart vor einigen Jahrzehnten noch so zahlreich, daß niemand auf den Gedanken ihres so baldigen Aussterbens gekommen wäre. Die Schilderungen ihrer Wanderzüge lesen sich wie Märchen, und ihre Menge ließ sich oft nicht einmal schätzen. Ein einziger Schwarm soll bis zu zwei Billionen Stück enthalten haben. Ihre Flüge verdunkelten oft tagelang die Sonne, und der dabei entstehende Lärm war meilenweit zu hören. Die Schnelligkeit dieser Tauben war derartig groß, daß sie in weniger als drei Tagen von Amerika nach Europa fliegen konnten; einzelne Exemplare sollen diese Strecke gelegentlich auch durchflogen haben. Tieser lieblichen Geschöpfen wurde die Gewinnucht und die Schließbrut des Herrn der Schöpfung selbst zum Verderben, der ihnen an ihren Brutplätzen auslauerte und sie dort in Massen niederknallte. Man trieb auch ganze Schweineherden hinzu, die an Ort und Stelle mit dem Ueberfluß der erlegten Tauben gemästet wurden. Die Folge war, daß man schon 1888 keinen einzigen Brutplatz mehr entdecken konnte, doch waren damals wenigstens in den meisten Ziegärten noch Exemplare vorhanden. Doch auch hier in der Gefangenschaft starben sie allmählich aus, so daß man in den letzten Jahren ohne allen Erfolg hohe Preise ausgesetzt hat, um wenigstens noch ein einziges lebendes Pärchen zu entdecken. Nun kommt aus Amerika die Kunde, daß am 1. September auch das letzte auf Erden noch lebende Einzel Exemplar dort gestorben ist. Es handelt sich um ein weibliches Tier, das 29 Jahre lang im Zoologischen Garten in Cincinnati geholt worden ist. Wir wollen hoffen, daß eine so schonungslose Ausrottung einer Tierart in Zukunft keine Wiederholung finden möge.

Büchertisch.

— **Der Feldenkampf der Türkei an den Dardanellen und auf Gallipoli** hält die ganze Welt in Spannung, da die Erkenntnis allgemein ist, daß die Entscheidung im Weltkrieg durch die Besetzung der Meerengen zum mindesten mit beeinflusst würde. Dem lebhaftesten Interesse werden darum die Zeichnungen begegnen, die die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ (Verlag J. J. Weber) in ihrer neuesten Nummer 3768 (Kriegsnummer 59) von ihrem auf den türkischen Kriegsschauplatz entlandten Sonderzeichner Georg Lebrecht bringt und die uns sowohl von den Kämpfen an den Dardanellen wie auf der Halbinsel Gallipoli eine wirklichkeitsgetreue Anschauung vermitteln. Auch am Vespertus halten unsere türkischen Bundesgenossen tapfere Wacht. Die Landschaft am Kasell Kumeli Bissar zeigt ein vierfach wieder gegebenes Bild nach einem Gemälde von Georg Macco. Interessante Motive vom westlichen Kriegsschauplatz liefern uns Zeichnungen von Max Rabes, Martin Frost und Berthold Wolph vor, solche vom östlichen Kriegsschauplatz W. Gause, Hugo Ungewitter, Karl Storch, Richard Ahmann und Viktor Schramm. Die Wiedergabe photographischer Aufnahmen fehlt nicht. Von den in der Nummer enthaltenen Artikeln heftest insbesondere „Die Bedeutung der Religion im Völkereben“ von Professor Dr. Karl Duntmann in Greifswald. Einen warmherzigen Appell an das deutsche Volk richtet Vandaldirektor Dr. Weber in seinem Aufsatz „Die dritte Kriegsanleihe“. Ueber „Handgranaten und Minenwerfer“, die in den Tagesberichten der Obersten Pzereleitung so häufig erwähnt werden, orientiert Generalleutnant J. D. D. Rohue. Eine ergreifende Lazarettgeschichte erzählt die Schwester Ade Heye.

Charade.

Die Erste zeugt von Wohlbehagen,
Ist auch als Nahrung sehr begehrt.
Die Dritte und die Zweite tragen
Geschwinde dich zum heimischen Herd.

Doch wenn die Dritte nebst der Zweiten
Nicht aus Ein-zwei der Meister Kus,
Gibt's wohl auch Schiffbruch und entseilen
Wird dir die Drei als Schmerzendruf.

Aus allen Dreien sollst du bilden
Den Namen der uralten Stadt,
Die in Thüringias Gefilden
Ein Sagenkrauz unislochten hat.
Aufs Lösung in nächster Nummer.

Auflösung des Telegraphenrätsels in voriger Nummer:

Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.

Schiller.